

NEW YORK TIMES-BESTSELLERAUTORIN  
BRYN GREENWOOD



# UNSER LEICHTFERTIGER EID

*Poetisch und mutig ... Dieser mitfühlende,  
gelungene Roman wird die Leser verzaubern.*

PUBLISHERS WEEKLY

FESTA

BRYN GREENWOOD

UNSER  
LEICHTFERTIGER  
EID

Aus dem Amerikanischen von Simona Turini

**FESTA**

# Impressum

Die amerikanische Originalausgabe *The Reckless Oath We Made*  
erschien 2019 im Verlag G. P. Putnam's Sons.

Copyright © 2019 by Bryn Greenwood

Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

eISBN 978-3-86552-945-9

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)

The logo for Festa Verlag, featuring the word "FESTA" in a bold, stylized, black, sans-serif font. The letters are thick and blocky, with a slightly irregular, hand-drawn appearance. The "F" and "A" have a unique shape, and the "E" and "S" are also stylized.

*Für alle, die sich bemühen,  
ihren eigenen Turm zu errichten:*

*Möge er stark sein und auch hoch genug.*

# 1

## Zee

Es heißt immer, man habe einen Engel auf der einen Schulter und einen Teufel auf der anderen. Bei mir waren das eher zwei imaginäre Schuldeneintreiber, die mich bei allem, was ich tat, daran erinnerten, dass ich Geld brauchte. Deshalb saß ich um vier Uhr morgens in einem Zug, zusammen mit meinem Neffen und 100 Pfund Gras.

Wir lagen bereits Stunden hinter dem Zeitplan, aber der Southwest Chief Richtung Westen war pünktlich. Als die beiden Züge aufeinandertrafen, ruckelten sie vor und zurück und die Luft, die durch die Lüftungsschlitze eindrang, roch nach Diesel und angeschmorten Bremsen. Ich konnte durch die Fenster des anderen Zuges sehen, dass auch dort noch einige Passagiere wach waren. Normalerweise fühlte ich mich einsam, wenn ich Leute sah, die mir so nahe und doch unerreichbar waren.

Dieses Mal nicht. Das Gefühl von Marcus' Kopf auf meinem Schoß erinnerte mich daran, dass ich nicht allein war. Er war klein wie seine Mutter und hatte dunkles Haar wie sein Vater, aber wenn er schlief, war er wie ich. Er wurde ganz heiß und versuchte, sich überall einzukuscheln. Nachdem er stundenlang auf mir gelegen hatte, schmerzte meine Hüfte so sehr, dass ich fast hoffte, er würde aufwachen. Aber er verschlief jede der Bahnübergangsglocken in jeder Kleinstadt, an der wir vorbeikamen. Als er schließlich doch aufwachte, sich umdrehte und seine Stirn gegen meinen Bauch presste, schob ich ihn dennoch nicht weg. Stattdessen strich ich ihm über den Kopf und sagte: »Schhh, alles gut, ich bin hier. Schlaf weiter.«

Die Reise nach Trinidad war eigentlich keine große Sache, aber ich hatte auch noch nie Marcus mitnehmen müssen. Als LaReigne nicht nach Hause gekommen war, hatte ich keine Wahl gehabt, und selbst jetzt, 24 Stunden später, gab es keine Nachricht von ihr. Ich hoffte, dass sie sich bald melden würde, fürchtete mich aber auch davor, denn ich konnte sie unmöglich noch länger anlügen. Ich würde ihr von dem Gras erzählen, und sie musste eben sehen, wie sie damit klarkam. Irgendwie mussten wir die Miete bezahlen, auch wenn sie noch so wütend wurde.

Vielleicht wurde es wirklich langsam Zeit, dass sie erfuhr, woher das Extrageld kam. Sie gab es mit vollen Händen aus, als erschiene es durch pure Magie auf unserem Bankkonto. Das Benzingeld zum Beispiel, das sie verbrannte, wenn sie nach El Dorado fuhr, um als Freiwillige im Gefängnis zu arbeiten.

Bevor ich angefangen hatte, die Colorado-Lieferungen zu machen, hatte LaReigne Asher als meinen *festen Freund* bezeichnet, vermutlich weil sie nicht einsah, warum ich sonst Sex mit ihm hatte. Sie kapierte nicht, dass es nur ums Geld ging. Meine Krankenhausrechnungen, die Miete, Lebensmittel, Moms Medikamente, LaReignes Studiengebühren und was auch immer Marcus gerade brauchte. Kinder sind Fässer ohne Boden.

Man kann für Geld ficken oder für Geld die Kellnerin spielen oder für Geld 40 Stunden die Woche in einem Versicherungsbüro sitzen, wie LaReigne es tat. Wie auch immer man es anstellt, man braucht es, denn Geld entscheidet darüber, ob die Dinge besser oder schlechter werden. Gleich bleiben sie nie.

Da meine Schmerzen mich wach hielten, spielte ich im Geiste durch, wie ich LaReigne all das erklären sollte.

Ich machte mir Sorgen. Wenn sie nach ihrem Freiwilligendienst mal nicht nach Hause kam, schrieb sie eigentlich immer. Sie hatte immer eine Entschuldigung. Einmal, genau ein einziges Mal, hatte sie uns hängen

lassen. Das war, kurz nachdem sie die Scheidung eingereicht hatte, Marcus war also erst drei gewesen. Da wohnten wir seit einem Monat in unserer Wohnung und hatten keine Ahnung, wie wir an die Miete für den nächsten Monat kommen sollten. Wir lebten von Kartoffeln und Dosenfraß von der Wohlfahrt. An einem Donnerstag war LaReigne zu einem Vorstellungsgespräch gegangen und nicht wieder zurückgekommen. Weil ich das ganze Wochenende nach ihr gesucht hatte und deshalb nicht zur Arbeit konnte, hatte ich meinen Job verloren. Sonntagabend war LaReigne endlich wiederaufgetaucht und wir hatten einen handfesten Streit gehabt. Sie hat mir nie erzählt, wo sie war, aber sie versprach hoch und heilig, dass so etwas nie wieder vorkommen würde. Und es war auch nicht wieder vorgekommen.

Wo also steckte sie jetzt? Wenn sie ihr Telefon verloren hätte, hätte sie es mittlerweile ersetzt, das konnte also nicht der Grund sein, dass sie nicht antwortete. Zum ersten Mal zog ich andere Gründe in Betracht. Vielleicht war sie tot. Ein Autounfall. Irgendein Arschloch mit einer Waffe, das ihr Büro mit der Abtreibungsklinik unten an der Straße verwechselt hatte. Ihr Ex-Mann saß in Texas im Knast, sonst hätte ich auch ihn auf die Liste möglicher Todesursachen für LaReigne gesetzt. Häufig genug bedroht hatte er sie. Ich las eine der letzten Nachrichten, die ich ihr geschrieben hatte, und wünschte mir, ich könnte sie zurücknehmen. *Wenn du nicht tot bist, bringe ich dich um.* Was, wenn ich sie verhext hatte?

Eine neue Nachricht poppte auf, aber sie war nur von Ashers Lakai Toby: *Warum ist der Zug so spät dran?*

*Technische Probleme*

*OK wenn in Newton Cops sind bist du auf dich allein gestellt*

*WTF meinst du? Warum sollten da Cops sein?*, antwortete ich.

Während Toby tippte, blinkten die kleinen Punkte. Als ich

die Antwort las, wäre ich umgefallen, wenn ich nicht schon gegessen hätte: *Die Sache mit deiner Schwester. Toby bringt dich um, wenn die Cops sein Zeug beschlagnahmen.*

Panik ergriff mich und meine Hände zitterten so stark, dass ich kaum tippen konnte. *Was meinst du mit meiner Schwester???*

*Die Sache im Knast.*

*Was für eine Sache im Knast???*

Toby antwortete nicht mehr.

Ich öffnete meinen Browser und rief die Seite des *Wichita Eagle* auf. Während ich wartete, dass die Seite sich aufbaute, fragte ich mich, ob es das Ruckeln des Zuges war, was ich spürte, oder mein Magen.

›Fahndung nach entflohenen Häftlingen‹ war die Schlagzeile. Darunter prangten körnige Fotos zweier Männer in orangen Gefängnisoveralls.

Die Unterzeile lautete ›Zwei Wächter bei Aufstand getötet‹, mit Bildern der Wachmänner in ihren Uniformen. Und darunter stand: ›Aufstand endet mit drei verletzten Insassen und zwei Freiwilligen in Geiselhaft.‹ LaReigne war so unwichtig, dass sie sie als Letzte erwähnten. Das Bild von ihr in dem Artikel kannte ich nicht. Vermutlich war es das von ihrem Freiwilligen-Ausweis. Selbst auf einem Bild, das wie ein Fahndungsfoto aussah, schaffte sie es noch, glamourös zu wirken. Ihre Haare lagen in blonden Wellen und ihre Augenbrauen waren perfekt nachgezogen. Auch die andere Freiwillige war eine Frau. Pummelig, um die 50 und mit kurzem braunem Haar. Ob das Molly war, bei der LaReigne ein paarmal übernachtet hatte, wenn sie Migräne hatte und nicht mehr nach Hause fahren wollte?

Ich versuchte, mehr herauszufinden, aber alle Nachrichtenseiten brachten dieselben Informationen. Ein Aufstand, zu wenig Personal, Überbelegung, tote Wärter, Flucht, Geiseln. Ich las es wieder und wieder, den ganzen Weg bis Newton.

Mit Marcus im Arm verließ ich als Letzte den Zug,



während der Schaffner meine Koffer aufs Gleis wuchtete. Marcus kauerte sich neben die Taschen, weinte ein paar Minuten und schlief dann wieder ein.

Mir war auch nach Weinen zumute, aber ich riss mich zusammen, solange um mich herum alle ihre Verwandten begrüßten und ihre Mitfahrgelegenheiten suchten. Währenddessen stand Toby im Schatten und beobachtete mich. Vermutlich glaubte er, sich diskret zu verhalten, aber in Wahrheit sah er aus wie ein Spanner.

»Willst du den Scheiß oder nicht?«, fragte ich, nachdem der Zug losgefahren war.

»Nicht so laut.«

»Hier sind keine Cops«, sagte ich so laut wie immer, denn Wut fühlte sich besser an als Angst. Toby kam und schleifte meine Koffer zu seinem Wagen, den er neben meinem geparkt hatte. Nachdem ich zwölf Stunden gegessen hatte, fühlte sich meine Hüfte an, als wäre sie voller Kies, aber ich hob Marcus hoch und humpelte hinter Toby her.

Normalerweise leerte Toby die Taschen in seinen Kofferraum und gab sie mir zurück, aber als ich bei ihm ankam, lud er sie gerade auf die Rückbank. Es waren gute Koffer: Sie passten zusammen, waren abschließbar, bestanden aus stoßfestem Polykarbonat und hatten Räder für jeden Untergrund. Ich war damit immer nur nach Trinidad, Colorado, gereist und hatte jedes Mal nur Ashers Gras darin transportiert. Sie hatten mich eine Menge Geld gekostet, aber jetzt schien kein guter Moment, um mit Toby zu diskutieren, also setzte ich Marcus ab und schloss meinen Wagen auf.

»Warum zum Teufel hast du überhaupt das Kind dabei?«, fragte Toby.

»Ging nicht anders. Asher sagte, ich muss den Trip heute machen, sonst würdest du mich erledigen.«

Toby lachte und sagte: »Du bist doch schon total erledigt. Wer nimmt denn schon sein Kind mit auf so einen Trip?«

»Er ist mein Neffe. Meine Schwester kam gestern nicht

nach Hause, *was du schon längst wusstest*. Es war niemand sonst da, der auf ihn hätte aufpassen können.«

»Scheiße, echt jetzt? Das ist LaReignes Junge?« Toby sah Marcus an, der an mich gelehnt im Stehen schlief. »Das ist mal 'ne irre Sache, was? Was glaubst du ...«

»Halt's Maul, Arschloch!«, sagte ich.

Obwohl Marcus direkt neben mir stand, packte mich Toby am Hals. Er drückte mich rücklings gegen meinen Wagen und bohrte den Daumen in meine Kehle.

»Du solltest mal besseres Benehmen lernen, Zee.«

»Bitte«, sagte ich, obwohl sich alles in mir dagegen sträubte. »Sag nichts, solange er da ist.«

Als Toby mich losließ, öffnete ich die Tür und hob Marcus in seinen Kindersitz. Dann schloss ich die Tür und drehte mich wieder zu Toby um, mit verschränkten Armen, damit er nicht sah, dass ich zitterte. Es gab einen Grund, warum Toby die Fahrt nach Colorado nicht selbst machen konnte. Er sah nach genau dem aus, was er war: ein Dieb mit Halstattoos und nervösem Blick, der mit Drogen dealte. Und er war einer der unheimlichsten Typen, die ich kannte. Er und Asher. Jedes Mal wenn mich die Bündel Bargeld in Versuchung führten, musste ich nur an sie denken. Mit 200 Riesen wäre ich alle meine Schulden los - verdammt, die Schulden von allen Leuten, die ich kannte -, aber sie würden mich definitiv umbringen.

»Herrgott«, sagte Toby. »Ich wollte vorschlagen, dass ich es dir bei Asher leichter mache. Die Wogen glätte.«

Mir war klar, was für eine Gegenleistung er dafür fordern würde, und ich war es leid, jeden Gefallen mit Sex zu begleichen. Ich hoffte, dass ich nie wieder so tief sinken würde.

»Ist jetzt auch egal. Ich soll dir von Asher ausrichten, dass du erst mal kaltgestellt bist. Ruf ihn nicht an. Schreib ihm nicht. Er meldet sich, wenn diese Scheiße sich beruhigt hat.«

Vermutlich wäre ich besser eingestiegen und

losgefahren, aber ich hatte Rechnungen zu bezahlen.

»Mein Geld?«, fragte ich.

Toby schnaubte, aber dann griff er in seine Hosentasche und zog einen Umschlag hervor. Als ich danach griff, hielt er ihn noch ein paar Sekunden lang fest, dann ließ er los. Ich stopfte das Geld in meine Tasche und ging um den Wagen herum zur Fahrerseite. Als ich die Tür öffnete, starrte Toby mich immer noch an.

»Sag Asher, die Koffer will ich zurückhaben«, sagte ich.

»Die waren nicht billig.«

## 2

### Zee

Als Kinder gingen LaReigne und ich jeden Tag zusammen zur Schule, aber immer mit drei Metern Abstand oder so, weil LaReigne zu cool war, um mit einem *Baby* gesehen zu werden. Eines Tages - ich war in der dritten Klasse und LaReigne in der sechsten - stand ein halbes Dutzend Polizeiwagen vor unserem Haus. Ich weiß noch, dass ich zu weinen anfing, bevor ich überhaupt wusste, was los war. Keine Ahnung, wann ich gelernt hatte, Angst vor der Polizei zu haben, aber die hatte ich. Wir alle. An jenem Tag nahm LaReigne meine Hand und wir gingen gemeinsam zum Haus. Auf der Veranda stand Mom, flankiert von zwei Cops, und schrie und weinte. Dad saß eingesperrt auf dem Rücksitz eines der Einsatzwagen, das Gesicht abgewandt, sodass er seine Frau und seine Kinder nicht ansehen musste.

Als ich jetzt an unserem Wohnhaus vorbeifuhr und davor einen Polizeiwagen entdeckte, fühlte ich mich, als wäre ich wieder acht Jahre alt. Eingeschüchtert und wütend, aber nicht mehr ahnungslos oder unschuldig. Ich wagte es nicht, anzuhalten. In meinem Rucksack steckten über 100 Gramm Gras, dazu ein paar Tropfen und Edibles. Vermutlich wäre es klug gewesen, das Gras wegzuworfen, aber das konnte ich mir nicht leisten. Zum einen brauchte ich das Geld, zum anderen halfen sonst nur verschreibungspflichtige Medikamente gegen meine Schmerzen.

Also fuhr ich weiter.

»Du bist vorbeigefahren«, sagte Marcus. Schon mit fünf Jahren war er ein mieser Beifahrer.

»Wir gehen noch nicht nach Hause.« Ich umklammerte

das Lenkrad, als würde das meine Konzentration stärken, als wir an der Ampel Ecke Central anhalten mussten. Im Seitenspiegel konnte ich immer noch den Einsatzwagen sehen, der vor unserer Wohnung parkte.

»Wo fahren wir hin?«, fragte er.

»Zu Grandma.«

Ich hätte woandershin fahren sollen. Irgendwohin. Ein Motel. Ein Park. Eine verschissene Kirche. Selbst Marcus' andere Großeltern wären eine bessere schlechte Wahl gewesen, wenn ich schon eine schlechte Wahl treffen musste. Das Haus meiner Mutter lag in einer Sackgasse, die da endete, wo die Kellogg zu einem sechsspurigen Highway ausgebaut worden war. Als ich in ihre Straße einbog, saß ich sofort fest. Drei Übertragungswagen standen dort, dazu ein halbes Dutzend weiterer Fahrzeuge. Wieder mal hatte meine Familie es in die Nachrichten geschafft.

Reporter machten mir weniger Angst als Polizisten, also parkte ich hinter ihnen. Ich holte Marcus vom Rücksitz und führte ihn durch die Gärten der Nachbarn, aber sobald wir den unkrautübersäten Rand von Moms Grundstück erreichten, entdeckten uns auch schon die Reporter. Ich packte Marcus' Hand fester und beschleunigte meine Schritte, den Blick starr auf die Veranda meiner Mutter gerichtet, auf der sich alte Möbel und Gartengeräte türmten.

»Gehören Sie zur Familie Trego?«, fragte der erste Reporter, der uns einholte.

»Kennen Sie die Familie?«, wollte ein anderer wissen.

Ein Kameramann vom Fernsehen schnitt mir auf dem Gehsteig den Weg ab, während immer mehr Reporter ihre Fragen riefen. »Kennen Sie LaReigne Trego-Gill?«

Marcus fing zu weinen an und ließ meine Hand los.

Mein Herz setzte kurz aus und ich wirbelte in der Annahme herum, ein Reporter oder Cop oder ... wer auch immer hätte Marcus gepackt.

Neben Marcus stand Gentry. Wo war er hergekommen? War er mir gefolgt? Natürlich; er verfolgte mich andauernd. Ehe ich etwas sagen konnte, hob Gentry Marcus hoch. Das hätte ich tun sollen, hätte es getan, wenn meine Hüfte nicht so verflixt wehtun würde. Dann griff Gentry an mir vorbei und hielt den Arm zwischen mich und den Kameramann, der schon fast in meinem Gesicht hing.

»Lassen Sie die Lady passieren!«, rief Gentry. Der Kameramann wich zurück.

Die letzten drei Meter bis zur Veranda rannte ich. Gentry folgte mir mit Marcus auf dem Arm. Die Fliegengittertür hing nur noch an einem Scharnier, weshalb man sie vorsichtig aufmachen musste. Ich war nicht vorsichtig. Ich war so sauer, dass ich sie aufriss, sodass das gläserne Oberlicht kippte und fast rausfiel. Irgendwie schaffte ich es, das Ding aus dem Weg zu hieven, aber die Eingangstür war verriegelt. Also nahm ich meinen Schlüssel aus der Tasche und schloss auf. Als ich drückte, ging die Tür auf, aber nur ein paar Zentimeter. Einen Augenblick lang dachte ich: *Mom hat es endlich geschafft, die beiden Türen zu verkeilen. Sie wird dadrinnen sterben.*

»Haben Sie etwas von LaReigne gehört? Gibt es Neuigkeiten? Wurde eine Lösegeldforderung gestellt? Hat die Polizei bereits Verhandlungen aufgenommen?« Hinter mir riefen die Reporter durcheinander, Marcus weinte und Gentry atmete schwer.

»Drück«, sagte ich zu Gentry und trat ein Stück zur Seite. Marcus immer noch auf dem Arm, legte er seine freie Hand an den Rahmen und lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür. Von drinnen ertönte ein Krachen und Poltern, dann öffnete sich die Tür weit genug, dass wir uns durch den Spalt quetschen konnten.

Im Flur war es eng, wir standen dicht zusammengedrängt. Gentry schlug die Tür zu und setzte Marcus auf einen halb zusammengestürzten Haufen alter Zeitungen. Ich nahm Marcus fest in den Arm. Er zitterte

am ganzen Körper und ich fragte mich, ob er verstand, warum diese Fremden den Namen seiner Mutter riefen.

»Alles ist gut, Kumpel, ich bin ja da«, sagte ich. Mein Magen machte einen unangenehmen Satz, als mir klar wurde, dass ich jetzt LaReignes Rolle einnahm. Nicht nur für Marcus, auch für mich. Von dem Tag an, als Dad ins Gefängnis musste, bis sie zum College ging, war LaReigne die Erwachsene in unserer Familie gewesen. Dann hatte ich mich um mich selbst gekümmert, aber von nun an musste ich auch für Marcus sorgen.

»Zhorzha? Bist du das, Zhorzha?«, brüllte Mom aus dem Wohnzimmer.

»Ja, ich bin's. Ich hab Marcus dabei.«

»Was war das für ein Krach? Was hast du umgeworfen?«

»Keine Ahnung. Was auch immer hinter der Tür stand. Ich hab sie fast nicht aufgekriegt.«

Ein Pappkarton voll mit Ballettpüppchen war runtergefallen. Er stand zu hoch auf dem Stapel, als dass es sich um die aus LaReignes Kindertagen handeln konnte. Außerdem lagen da ein umgestoßener Haufen Liebesromane, ein kaputter Wäschekorb mit einem halb fertigen Quilt darin und zwei Holzkisten, die vermutlich für Besteck gedacht waren. Ich wusste, dass sie das meiste über Kleinanzeigen und bei eBay fand, aber ich hatte keine Ahnung, wo genau die neueren Sachen herkamen.

Ich drehte mich um, um sicherzugehen, dass die Tür verschlossen war. Da stand Gentry und sah aus wie immer. Wie eine von Marcus' Lego-Figuren. Nicht besonders groß, aber breit, in einem schwarzen T-Shirt, Cargohose und Stiefeln. Er stand mit dem Rücken an der Tür, den Kopf gesenkt und die Hände im Nacken verschränkt. Da er mich nicht ansah – er sah mir nie direkt in die Augen –, musste ich zumindest nicht mein Entsetzen über das verbergen, was ich gerade getan hatte.

Ich hatte meinen Stalker in das Haus meiner Mutter eingeladen.

# 3

## Gentry

Ich geleitete Lady Zhorzha und ihren kleinen Gefährten sicher durch den Pulk der Gauner, aber angesichts der vielen Monate, die ich bereits gesandt war, sie zu beschützen, war das keine große Aufgabe. Es hätte mir bereits Freude bereitet, wie ein Hund ihre Schwelle zu bewachen, doch durfte ich nun gar den Jungen für meine Lady tragen.

Ich setzte ihn hin und die Lady umarmte ihn, während ich die Tür sicherte. Es gab keinen gangbaren Pfad von diesem Ort, und ich wollte nicht anmaßend sein, also wartete ich stumm auf die Befehle meiner Lady. Ich spürte ihren Blick auf mir ruhen, konnte ihn jedoch nicht erwidern. Nur selten gelang mir das.

Tief aus dem Innern der Behausung drang mit Getöse ein lauter Ruf, tief und heiser vom Alter. Man rief meine Lady mit Namen und störte all die Stimmen in mir auf.

»Komm rein«, sprach Lady Zhorzha. »Komm und begrüße meine Mutter.«

Marcus führte uns an. Wie eine Ziege zwängte er sich durch enge Gänge. Auf allen Seiten ragten Manuskripte und andere Schriften auf, dazu hohe Regale voller Schalen und Kelche. Unsere Schritte ließen sie klirren.

»Wie lange ist das schon so?«, rief Lady Zhorzha.

»Sie sind seit gestern hier. Und rufen ständig an. Ich musste das Telefon ausstecken.«

»O mein Gott, Mom. Ich hab tausendmal versucht anzurufen. Warum hast du mir nicht gesagt, dass du das Telefon aussteckst?«

Marcus und Lady Zhorzha verschwanden in einem



Durchgang, der von Hügeln aus Kisten und Körben flankiert war. Als ich folgte, erfuhr ich endlich die Antwort auf die Frage, die ich der Hexe so viele Male gestellt hatte. Man hatte mir die Pflicht auferlegt, Lady Zhorzha zu beschützen, weil sie eine Nachfahrin der Drachen war.

Dort in der innersten Kammer, auf einem Thron aus rotem Leder, der ihre riesenhafte Gestalt kaum aufzunehmen vermochte, saß der Drache, den Lady Zhorzha Mutter nannte. Meine Lady war mit einer feuerroten Mähne gesegnet, die weder Kamm noch Klinge zu zähmen vermochten. Es mochte sein, dass der Drache in seiner Jugend einen ähnlichen Schopf getragen hatte, nun jedoch war sein Haar grau.

Der furchtlose Marcus näherte sich dem Thron und erklimmte den Drachen. Sie küssten und lamentierten eine Weile, waren sie doch ausnehmend besorgt ob des Schicksals der Schwester meiner Lady. Die Drachenlady umfing den kleinen Jungen und hielt ihn. Dann stützte sie sich auf einen rotschuppigen Ellbogen und stieß eine Wolke weißen Qualms aus, als sie zu sprechen anhub: »Ich hab's gestern den ganzen Tag bei dir versucht! Wollte dich und Marcus schon als vermisst melden.«

»Ich hatte mein Handy die ganze Zeit an. Welche Nummer hast du angerufen?«

»Die von deiner Wohnung.«

»Wir haben kein Festnetz mehr, Mom. Du musst mich auf dem Handy anrufen. Und du sollst doch nicht rauchen, wenn Marcus da ist«, sprach Lady Zhorzha, doch der Drache stieß nur eine weitere Qualmwolke aus.

»Wer ist das?«

Ich spürte den Blick des Drachen auf mir.

»Pass auf, kleiner Ritter«, sagte Gawen. »Sie wird dich fressen.«

»Schmutz und die Mutter des Schmutzes«, sagte Hildegard.

Niemand außer mir vermochte sie zu hören, und so

beachtete ich sie und ihre Unflätigkeiten nicht.

»Das ist Gentry«, sagte Lady Zhorzha.

»Gentry, ich schätze, wir werden uns selbst bekannt machen müssen, da sie das offenbar nicht übernehmen wird.«

»Tut mir leid«, sagte Lady Zhorzha. »Gentry, das ist meine Mutter, Dorothy Trego. Mutter, das ist Gentry Frank.«

Der Drache reichte mir eine Hand mit scharfen Klauen und ich ergriff sie. Ich hätte mich auf ein Knie niedergelassen, aber ihre Reichtümer waren allzu nahe um sie herum gestapelt. So verbeugte ich mich über ihrer Hand, um meine Wertschätzung zu erweisen.

»Und wer sind Sie, Gentry?«, fragte sie.

»Mylady, ich bin Eurer Tochter Champion. Ihr Streiter.«

Der Drache lachte laut wie ein Donnerschlag und drückte meine Hand.

»Oh, ist er nicht herrlich? Nicholas sah zwar gut aus, aber der hatte keinen Funken Humor. Ich habe nie ...«

»Ernsthaft, Mom? Darüber willst du jetzt sprechen? Ich kann mir nämlich ein paar Themen vorstellen, die wichtiger sind als mein Ex-Freund.«

»Kleine Ohren hören viel«, sagte der Drache.

»Du hast doch sicher Durst, Gentry? Möchtest du etwas trinken?«, fragte Lady Zhorzha, aber ich verstand nicht, was sie damit bezwecken mochte. »Marcus, geh doch bitte mit Gentry und hol ihm eine Limo aus dem Kühlschrank.«

»Okay.« Marcus erhob sich vom Thron des Drachen und führte mich tiefer in das Labyrinth. Der Drachenhort erstreckte sich gar bis in die Spülküche, wo sich Teller und Kelche auf den Anrichten so hoch stapelten, dass sie die Schränke darüber versperrten. So hoch waren die Besitztümer aufgestapelt, dass ich nicht einmal den Wasserhahn zu entdecken vermochte.

Wir durchquerten eine weitere Tür und betraten die Garage, wo sich hohe Türme aus Kisten und Truhen bis zu

den Dachsparren erhoben. In ihrer Mitte stand ein kleiner Eisschrank mit einem ebenso kleinen Ofen darauf. Marcus zog die Tür auf und zeigte mir, was sich darinnen befand. Mir stand nicht der Sinn nach einem süßen Getränk, doch ich würde tun, was meine Lady verlangte.

»Was willst du? Es gibt Cola oder Orange«, sagte Marcus.

»Ich wähle das Orangetränk, Master Marcus.«

»Du redest komisch«, sagte er.

»So war es schon immer.«

»Bist du der Freund von Tante Zee? Du stehst mit deinem Auto immer vor unserer Wohnung.«

»Ich bin ihr Champion. Ich diene ihr, so gut ich kann.«

Er nahm zwei Dosen aus dem Eisschrank und damit setzten wir uns auf die Schwelle zum Haus und tranken.

»Weißt du, wo meine Mommy ist?«, fragte er.

»Nein, das weiß ich nicht.« Obgleich ich sehr wohl Kenntnis hatte, was meine Lady derart aufregte.

Wann immer wir in der großen Halle das Mahl einnahmen, das unserem Mittagsmahl entsprach, gewährte der Duke of Bombardier seinen Vasallen, die Nachrichten anzusehen. In der letzten Nacht hatte ich dort das Gesicht der Schwester meiner Lady gesehen. Ich erkannte sie auf Anhieb, sah ich sie doch häufig zusammen mit meiner Lady und dem kleinen Marcus. *Entführt*, hatte es in den Nachrichten über Lady LaReigne geheißen, von Schurken aus dem Kerker in El Dorado. Gewiss waren das Männer mit bösen Absichten, aber es bestand die Möglichkeit, dass meiner Lady Schwester noch am Leben war. Es fiel jedoch kein Wort über ihr Wohlergehen.

Als an diesem Morgen die Stunde gekommen war, in der ich Bombardier verlassen durfte, war ich nicht nach Hause, sondern zu meiner Lady Haus gefahren. Dort sah ich die Männer des Sheriffs. Was ihr Begehrt war, erriet ich nicht, aber dann kam Lady Zhorzha an und fuhr vorbei, statt zu halten.

»Bald«, versprach die Hexe seit fast zwei Jahren. »Bald

wird Lady Zhorzha deiner bedürfen.« Als ich nun neben dem jungen Marcus saß, regte sich die Hexe erneut. »Nun stehen sie unter deinem Schutze. Bring sie in deinen Turm.«

»Den meines Vaters?«, fragte ich.

»O nein, deinen eigenen.«

Ich verstand nicht, war doch meine Wohnstatt dem Chaos anheimgefallen, ein Feld voller Steine. Kein Ort, der meiner Lady angemessen war, obgleich ich oft davon träumte.

»Ich mag's nicht, hier draußen zu sein«, sagte Marcus.

»Fürchte dich nicht. Deine Tante und du, ihr steht unter meinem Schutz.«

Der Junge legte seine Hand in meine und ich nahm dies als Zeichen, dass die Hexe wahrhaftig war. Sie sprach oft in Rätseln, dennoch vertraute ich ihr. Wenn sie sagte, es solle so sein, dann sei es so.

## 4

### Zee

»Hast du was von deiner Schwester gehört?«, fragte Mom, sobald wir allein waren.

»Nicht seit Montag.« Ich zückte mein Handy und wollte ihr die Nachrichten zeigen, überlegte es mir dann aber anders.

*Denk dran, Marcus heute von der Schule abzuholen.* Das hatte LaReigne um 1:45 Uhr geschickt, als ich noch im Restaurant gewesen war.

*Ich denk dran.* Als hätte ich keinen Kalender in meinem Smartphone, der mich daran erinnerte.

*Werd heute Abend bitte nicht zu high, okay?* An diese Nachricht hatte sie ein trauriges, enttäuschtes Emoji angehängt.

Das war total unfair. Wer sorgte denn dafür, dass alle Rechnungen bezahlt wurden? Der gute alte Junkie Zee. Warum also kriegte ich das traurige, enttäuschte Emoji?

*Ich bin nie high, wenn ich auf ihn aufpasse,* hatte ich geantwortet.

*Stimmt, ist ja nur »gegen die Schmerzen«. Aber du VERSUCHST es nicht mal mit der Meditation, die ich mache. Du weißt genau, dass ich das bei Marcus' Geburt gemacht habe. Ohne Schmerzmittel, ohne PDA.*

*Ich weiß.* Weil sie mir das ständig erzählte.

*Werd einfach heute Abend nicht high.*

Es war sinnlos, LaReigne zu erklären, dass man eine natürliche Geburt nicht mit einem Autounfall mit 100 km/h vergleichen konnte, bei dem man sich die Hüfte ausrenkte und das Bein an zwei Stellen brach. Lamaze half einem da auch nicht weiter.

»Das letzte Mal hat sie mir am Montag gegen 18 Uhr geschrieben«, sagte ich. »Sie meldet sich immer, wenn sie am Gefängnis ankommt und wenn sie wieder fährt. Aber diesmal nicht.«

Ich hatte um zehn nachgefragt, wo sie steckte, aber sie hatte nicht geantwortet. Dasselbe um Mitternacht, als Asher mir schon aufgetragen hatte, den Trip nach Colorado zu machen.

»Und wo warst du?«, fragte Mom anklagend.

»Ich musste einem Freund einen Gefallen tun, also hab ich Marcus mitgenommen. Ich dachte, LaReigne hätte uns hängen lassen. Aber sie kam einfach nicht zurück.«

Erst als ich es aussprach, verstand ich es so richtig. LaReigne war entführt worden. Als Geisel genommen. Wie auch immer man es nennen wollte, ich hatte keine Ahnung, ob sie in Sicherheit war oder ob die ihr wehtun würden oder wann ich sie wiedersehen würde. Wir mochten nicht immer gut miteinander auskommen, aber sie war meine Schwester. Sie war der Mensch, der an den beiden schlimmsten Tagen meines Lebens meine Hand gehalten hatte.

»O Baby, ich weiß.« Mom breitete die Arme aus und ich ging zu ihr, wie es Marcus getan hatte. Ich kniete mich auf die Lehne ihres Sessels und presste mich an sie, um mein Gesicht an ihrer Schulter zu vergraben. Wann hatte ich sie zum letzten Mal umarmt? Nicht meine Arme um sie gelegt, um sie zu stützen oder ihr zur Toilette zu helfen, sondern eine echte Umarmung?

»Was sollen wir nur machen? Was passiert jetzt?«, fragte ich. Mom rieb mit ihrer warmen Hand in kleinen Kreisen über meinen Rücken, während ich ihre Schulter nass weinte. Ich wollte hierbleiben, aber ich wusste, dass das nicht ging. Es ging sogar noch weniger als damals, als ich 16 gewesen war. Also riss ich mich zusammen und stand auf. »Sollen wir die Polizei anrufen? Die müssen uns irgendwas sagen, oder?«

»Sie waren schon zweimal hier, aber ich konnte nicht zur Tür gehen.« *Ich konnte nicht* hatte bei Mom viele Bedeutungen. Vielleicht hatte sie zu große Angst gehabt, mit der Polizei zu sprechen. Vielleicht hatte sie es nicht geschafft aufzustehen, um aufzumachen. »Aber jetzt bist du ja da und wir können sie anrufen. Und dann sagen sie uns, was sie wissen.«

Ich stöpselte das Telefon ein und Mom wählte. Dreimal wurde sie in die Warteschleife gelegt und jedes Mal musste sie einem anderen Gesprächspartner erklären, wer sie war. Dann hatte sie offenbar endlich jemanden in der Leitung, der etwas wusste, denn sie lauschte und nickte.

Ich musste mich auf die Lehne ihres Sessels setzen, denn ich weinte schon wieder. Ich erwartete das Schlimmste. Das Allerschlimmste. Nach einer Minute nickte Mom erneut und sagte: »Ja, ich verstehe. Das ist okay.«

»Was haben sie gesagt?«, fragte ich, als sie aufgelegt hatte.

»Sie schicken jemanden.«

»Was soll das heißen? Haben sie was Neues?«

»Sie wollten mir nichts sagen.« Mom weinte wieder.

»Hast du mit Emma oder Tante Shelly geredet?«, fragte ich. Das war im Grunde die ganze Familie, die wir noch hatten. Tante Shelly war mit Moms Bruder Tim verheiratet gewesen.

»Mit Shelly nicht, aber mit Emma. Ich hab gestern kurz mit ihr gesprochen, bevor alles so verrückt wurde.«

»Und?«

»Wir haben gestritten. Weißt du, die bilden sich ein, dass das irgendwie die Schuld deines Vaters wäre. Oder LaReignes, was ja wohl lächerlich ist.«

»Na ja, ist ja nicht so, dass sie völlig unschuldig wäre«, sagte ich.

Ich mochte nicht gerade das Musterbeispiel für einen guten Menschen sein. Toby hatte recht: *Wer nimmt denn ein Kind mit zu einem Drogendeal?* Aber warum musste

LaReigne auch, um etwas Gutes zu tun, ausgerechnet in einem Gefängnis aushelfen? Hatten wir nicht schon lange genug bezahlt? Bevor unser Vater starb, hatte er zwölf Jahre in Haft verbracht, und wir hatten ihn fast jede Woche besucht. Reichte LaReigne das nicht?

Die Garagentür ging auf und ich hörte Gentry und Marcus die paar Stufen zur Küche hochsteigen.

»Jawohl, ich bin ein Rittersmann«, erklärte Gentry Marcus. Er sagte es genau so, *Rittersmann*, und Marcus ahmte ihn nach.

»Aber Rittersmänner haben Schwerter. Hast du ein Schwert?«

»Ich habe mehr als ein Schwert.«

»Wirklich?«, fragte Marcus.

»Was soll das heißen, *nicht völlig unschuldig?*«, fragte Mom.

»Psst.« Marcus sollte nicht hören, wie wir darüber sprachen. »So viel zu meinem Plan, dass Emma eine Weile auf Marcus aufpasst. Die Polizei stand vor unserer Wohnung, ich weiß nicht, ob wir dortbleiben können.«

»Ihr könnt doch hierbleiben.«

»Wie denn? Es gibt kaum genug Platz, um sich hinzusetzen, geschweige denn zu liegen.«

»Das ist nicht wahr. Im Wintergarten steht eine Schlafcouch.«

Die Selbstverständlichkeit, mit der Mom das sagte, verursachte mir eine Gänsehaut. Selbst wenn man den Wintergarten betreten könnte – was nicht ging –, bezweifelte ich stark, dass es dort eine Couch gab, auf der man wirklich schlafen konnte. Ich stand auf, denn dieses gesamte Haus war Treibsand und ich spürte schon, wie er an mir zerrte.

»Heute Nacht nehmen wir erst mal ein Motelzimmer«, beschloss ich.

»Es ist dumm, Geld für ein Motel zu verschwenden. Wir können das doch auch hier hinkriegen.«



»Nein, ich glaube, es ist besser, wenn ich Marcus woandershin bringe. Mir gefällt das nicht mit den ganzen Reportern draußen.«

»Mylady«, meldete sich Gentry von der Küchentür aus. »Ich kann Euch und Eurem Begleiter Asyl im Hause meines Vaters bieten.«

»Okay«, sagte ich, ohne zu zögern, denn ich musste dem Treibsand entkommen. Wenn das geschafft war, konnte ich immer noch überlegen, was wir als Nächstes tun würden.

»Gehen wir?«, fragte Marcus.

»Noch nicht, Kumpel. Gleich kommen ein paar Leute, die mit uns reden wollen.«

Marcus krabbelte auf die Stelle an Moms Sessel, aus der ich mich gerade herausgeschält hatte. Er küsste sie auf die Wange und fragte: »Wann kommt Mommy?«

»Bald, Spätzchen, bald«, sagte Mom. Wie oft hatte sie uns dieselbe Lüge über Dad erzählt? *Bald* – das hieß in Wahrheit *niemals*.

»Willst du dir ein Video ansehen?«, fragte ich Marcus. Er bewegte sich nicht von Moms Seite weg, nickte aber.

»Gentry, macht es dir etwas aus, Marcus wieder nach draußen in die Garage zu begleiten? Nur für eine kleine Weile?«

»Nicht doch, Mylady«, sagte er. »Es ist mir eine Ehre.«

»Zu heiß ist es da draußen nicht, oder?«

»O nein, es ist angenehm.«

Ob angenehm oder nicht, ich wollte nicht, dass Marcus in der Nähe war, wenn die Polizei kam. Ich holte mein iPad aus dem Rucksack und gab es Marcus, der Gentry in die Garage folgte. Er wirkte nicht besonders glücklich darüber.

»Er ist sehr nett«, sagte Mom.

»Wer?«

»Gentry. Er ist sehr nett. Wo hast du ihn kennengelernt?«

»Ach Gott«, sagte ich. »Es ist kompliziert.«

## 5

### Zee

Wo hatte ich Gentry kennengelernt?

In einer Klinik für Physiotherapie, etwa drei Monate nachdem ich den großen Streit mit Nicholas gehabt und seine Harley im Berufsverkehr auf der Kellogg geschrottet hatte.

Direkt nach dem Unfall, als ich noch im Krankenhaus lag, war Nicholas wieder nach Merriam zu seinen Eltern gezogen, und ich konnte nicht allein zurück in unsere Wohnung. Scheiße, ich konnte mir unsere Wohnung allein überhaupt nicht leisten. Bei Mom konnte ich auch nicht einziehen, schließlich war es schon schwierig genug, in ihrem Haus rumzulaufen, wenn man *keinen* Gips am Bein hatte. Ich war also wieder obdachlos, wie so oft seit meinem 16. Lebensjahr.

LaReigne rettete mich. Sie war ins Krankenhaus gekommen, als mein Bein noch im Streckverband steckte. Dann nahm sie meine Hand, wie früher, als ich noch klein war, und sagte: »Ich hol dich nach Hause.« Also zog ich bei ihr und Loudon ein, was so toll war, dass ich mit dem Gedanken spielte, mich die Treppe runterzuwerfen, um mir das Genick zu brechen. Marcus war erst zweieinhalb gewesen und ich schlief in dem zweiten Bett in seinem Zimmer und hörte zu, wie seine Eltern ununterbrochen stritten.

Zwei Monate später war ich den Gips los, brauchte aber nach wie vor Stützschiene und ging an Krücken. Zweimal die Woche musste mich LaReigne zur Physiotherapie bringen und wieder abholen, weil ich noch nicht fahren durfte. Selbst wenn ich gedurft hätte: Mein Wagen war

nach dem Unfall eingezogen worden, denn ich hatte meinen Job verloren und deshalb aufgehört, ihn abzuzahlen.

Eines Tages tauchte LaReigne nach meinem Termin einfach nicht auf. Das war der Tag, an dem ich Gentry traf. Ich schrieb ihr und sie antwortete: *Es tut mir leid, bin bald da*. Drei Stunden saß ich in der Lobby der Klinik herum, dann kam die Nachricht, mit der ich insgeheim gerechnet hatte: *Sorry, Z., Loudon hat das Auto und ich weiß nicht, wo er ist. Kannst du ein Uber rufen oder so?*

Ein Taxi konnte ich mir nicht leisten, also suchte ich online nach Busfahrplänen, aber näher als zwei Meilen an die Wohnung brachte mich kein Bus. Zwei Meilen auf Krücken. Ich ging raus auf den Parkplatz und da stand dieser Typ neben seinem Truck. Ich hatte ihn schon ein paarmal im Wartezimmer gesehen. Anfangs hatte sein Arm in einer Schlinge gesteckt, aber mittlerweile waren Arm und Schulter nur noch getapt. Er war ein unauffälliger Weißer. Cargoshorts, Muskelshirt, stämmig, mittelgroß, dunkle Haare. Ich erkannte ihn im Grunde nur daran, dass er die schlimmste Frisur trug, die ich je gesehen hatte. Nicht als hätte er seine Haare selbst geschnitten, sondern eher, als hätte er es ein Kleinkind mit einer Heckenschere machen lassen, und zwar mehrfach.

Als ich den Gehweg entlanghumpelte, trat er von seinem Wagen weg und verbeugte sich vor mir. Ich werde nie vergessen, was er sagte: »Mylady, Euer Diener.«

Ich blieb stehen, denn sonst war hier niemand, den er gemeint haben konnte. Dabei hatte ich keine Ahnung, was das sollte. Er straffte sich, hielt den Blick jedoch gesenkt.

»Mylady, erlaubet mir, Euch meine Hilfe anzudienen«, sagte er. Als ich nicht reagierte, ging er vor mir auf ein Knie wie für einen Heiratsantrag. »Es ist mir eine Ehre, Euch zu geleiten, wohin Ihr auch zu gehen wünscht.«

Ich starrte ihn an, aber er blickte nicht auf. Er blieb einfach so, ein nacktes Knie auf dem Asphalt, eine Hand am

Herzen, die andere mit der Handfläche nach oben mir entgegengestreckt. Sollte ich sie nehmen?

Er warf einen Blick nach links und nickte.

»Ja, ich weiß, Mann. Ich bin nicht blind«, sagte er. Dann schaute er wieder in Richtung meiner Beine. »Ihr seid verwundet, Mylady, und ich möchte Euch helfen.«

Fast wäre ich einfach weitergegangen, denn das hier war mir zu verrückt, aber dann dachte ich an meine Fantasien, mich die Treppe runterzuwerfen. Wenn dieser Typ ein Serienmörder war, musste ich mir nicht selbst das Genick brechen.

»Ist das dein Truck?«, fragte ich, denn ich sprach kein *Was Ihr wünschet*.

»Mylady, das ist er.« Er stand auf und hielt die Beifahrertür auf. Obwohl er mir seine Hand anbot, um mir in die Kabine zu helfen, wirkte er schockiert, als ich mich an seiner Schulter abstützte. Sobald ich saß, verstaute er meine Krücken hinter dem Sitz und schloss die Tür.

Während er um den Truck herumging, um einzusteigen, machte ich ein Foto von ihm und schickte es LaReigne. *Falls ich umgebracht werde: Der Typ hat mich mitgenommen.*

»Wie heißt du?«, fragte ich.

»Man nennt mich Gentry Frank.« Eine halbe Sekunde lang sah er zu mir rüber.

»Ich bin Zhorzha. Reimt sich auf Borgia«, sagte ich wie üblich. »Du kannst mich Zee nennen.«

»Lady Zhorzha, was ist Euer Ziel?«

»Okay, du bringst mich echt zum Lachen. Ich muss zur Ecke 29. und Rock, wenn das nicht zu weit ist.«

Vermutlich war es das nicht, denn er brachte mich den ganzen Weg nach Hause. Eigentlich wäre ich am Eingangstor zum Häuserblock ausgestiegen, aber ich war zu erschöpft, um vorsichtig zu sein. Also verriet ich ihm den Code für das Tor und ließ mich bis zum Gebäude fahren. Er parkte neben LaReignes Wagen. Entweder hatte

sie gelogen, dass Loudon das Auto genommen hatte, oder der Arsch war gerade nach Hause gekommen.

Während ich mich aus der Kabine mühte, lud Gentry meine Krücken aus. Er bot mir seinen Arm an, aber ich benutzte stattdessen die Tür, weil er vorhin so erschrocken gewirkt hatte, als ich ihn berührte.

»Mylady, darf ich Euch helfen?«

»Nein, guter Herr«, sagte ich und bemühte mich mitzuspielen, um nett zu sein. »Aber danke. Ich weiß das zu schätzen.«

»Wenn Ihr irgendetwas benötigt.« Er verbeugte sich und hielt mir etwas hin; eine Terminkarte der Klinik, auf deren Rückseite seine Telefonnummer stand. Ich drehte sie um und las seine Termine. Eine halbe Stunde vor meinen. Er hatte also die ganze Zeit abgewartet, bis ich aus der Klinik kam. Hatte er darauf gewartet, mir diese Karte geben zu können? Die Kanten waren feucht und abgewetzt, als hätte er sie in seiner Hand geknetet.

»Ähm, danke sehr«, sagte ich und steckte seine Karte in meine Hosentasche. Einen Teufel würde ich tun und ihn anrufen.

In der Wohnung brüllten LaReigne und Loudon um die Wette, während sich Marcus im Schlafzimmer versteckte. Kaum war ich durch die Tür, wurde der Streit zu einem *Ständig ist deine verschissene Schwester hier, dabei zahlt sie nicht mal Miete!* Loudon hatte gut reden – er zahlte auch keine Scheißmiete. Seine Eltern kamen für alles auf.

»Wag es nicht, so über meine Schwester zu reden!«, sagte LaReigne dann immer, und ich bot jedes Mal an zu gehen, obwohl es natürlich keinen Ort gab, an den ich konnte. Manchmal verbrachte ich eine Nacht bei meiner Cousine Emma und manchmal bei meinem High-School-Kumpel Shelton, aber der war auch die meiste Zeit obdachlos. Am Ende landete ich doch immer wieder bei LaReigne und Loudon.

In der folgenden Woche traf ich Gentry wieder bei der

Physio. Er wartete auf mich. Ich versuchte gar nicht erst, so zu tun, als bräuchte ich keine Mitfahrgelegenheit. Das wäre nur verschwendete Energie. Immerhin blieb er extra länger und mir sparte es die Mühe, LaReigne zu überreden, dass sie mich abholte. Noch eine Woche später fuhr Gentry mich auch zu meinen Terminen hin und wartete, bis ich fertig war, um mich anschließend wieder nach Hause zu bringen. Er selbst brauchte da schon keine Physio mehr, und ich begann, mich wie eine Schnorrerin zu fühlen. Das war ich zwar gewöhnt, aber ich wollte ihn nicht ausnutzen. Also lud ich ihn zum Essen ein, denn ich hoffte, er würde sich ein wenig entspannen und ich mich mit der ganzen Situation besser fühlen. Allerdings redeten wir kaum und am Ende zahlte er.

Dasselbe Spiel in der nächsten Woche: Er saß über ein Buch gebeugt im Wartezimmer, dann wieder Mittagessen. Ich zwang mich zu Small Talk.

»Gehst du noch zur Schule?«

»Nein, Mylady.«

»Wo arbeitest du?«

»Ich bin ein Vasall des Duke of Bombardier«, sagte er.

»Moment, Bombardier?« Ich musste lachen, und auch wenn es vermutlich falsch war, sagte ich: »So bauest du denn Flugmaschinen?«

Da leuchtete ein kleines Licht in ihm auf. Er lächelte und sah mich an. Nur eine Sekunde lang.

»Ja, Mylady. Es ist meine Aufgabe, Flügel an Learjets zu heften.«

»Und wie hast du deine Schulter verletzt?«

»Ich wurde bei einem Turnier verwundet.«

»Echt? Na, offensichtlich echt.« Er sagte so wenig und ich verstand nur einen Teil davon, also beschloss ich, einfach alles für bare Münze zu nehmen.

An dem Tag, als ich die Krücken und die Stützen offiziell